

14. Ausgabe

Juli 2006

Veilchen

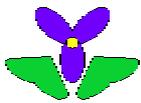


Inhaltsverzeichnis

- S.2 Grußwort *[Andrea Herrmann]*
- S.3 Details – lästig, aber geliebt *[Andrea Herrmann]*
- S.5 Die Übergabe *[Tobias Sommer]*
- S.7 Die Medienkarriere *[Eva Lindhorst]*
- S.8 Straßenbahn *[Marat Abrarov]*
- S.8 Die unergründliche See *[Thilo Bachmann]*
- S.12 Drei Euro Zerrgeld *[Elfriede Herold]*
- S.15 Fußballmuffel sind auch Menschen *[Nora Zorn]*
- S.16 Der Ring *[Katja Leonhard]*
- S.16 Abschied *[Kathleen Strobach]*
- S.17 Auf dem Markt von Marseilles *[Karl Farr]*
- S.17 letztes Lied *[Arno Peters]*
- S.18 Kleiner Lausbub *[Georg Walz]*
- S.19 Schreiben und frei sein *[mary west]*
- S.19 Rezension: „Leidenschaft ist wie ein Feuer“ von Viola Bargmann *[Andrea Herrmann]*
- S.20 Rezension: „kids for kids“ *[Georg Walz]*
- S.21 Rezension: „Der Globalprofessor“ von Wolfgang Böhm *[Andrea Herrmann]*
- S.22 Rezension: „Die Mitternachtskrankheit“ von Alice W. Flaherty *[Nora Zorn]*
- S.24 Wettbewerbe *[Andrea Herrmann]*

Liebe Leserin, lieber Leser,

diesen Monat gibt es nicht viel Neues, außer dass das Veilchen jetzt ein Logo hat:



Herzliche Grüße von Andrea Herrmann

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,00 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o D. Plaza, Georg-August-Zinn Allee 2, D-68519 Viernheim oder per Email bei: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen1.html

Details – lästig, aber geliebt

Wenn der Wanderer dann endlich an diesem schönen und großen Haus ankommt und mit köstlichem Essen bewirtet wird, soll die Leserin wohligh seufzen und sich auf ihr Sofa gekauert tiefer in die grünblau karierte Woldecke kuscheln. Doch sie muss wissen, ob der Wanderer heißen Toast und schmelzende Butter knuspert oder im Rauchsalon am nach Tannenholz duftenden Kaminfeuer im Ohrensessel sitzt, die bestrumpften Füße von sich streckt und Stockbrot grillt. Oder ob er aufrecht an der Tafel im Speisesaal wie ein Fürst von silbernem Teller geräucherte Forelle speist, die mit grünen und schwarzen Pfefferkörnern garniert ist. Leider erzählt nicht jeder Autor so, dass man sich dort heimelig fühlt, wo er „Zuhause“ hin schreibt, und einem dort das Wasser im Mund zusammen läuft, wo er „köstliches Essen“ erwähnt. Diese Worte bleiben leider abstrakt. Die Leserin will sich vom Autor einladen lassen in das Herrenhaus, das er für sie entworfen hat, und sich nicht in Gedanken ein eigenes bauen, weil der Autor mit zwei Bleistiftstrichen „schönes Haus“ hinkritzelt. Das wirkt doch als sei der Autor selbst gar nicht dort gewesen. Wo bleibt da die Illusion?

Natürlich kann die geneigte Leserin sich selbst irgendein Haus und irgendein Abendessen ausdenken. Das riskiert sie aber gar nicht mehr gerne, denn manche Autoren haben die Art, einen erst eine Stunde lang undefinierbares „köstliches Essen“ kauen zu lassen, unter dem man sich dann vielleicht Germknödel mit Vanillesoße vorstellt, und plötzlich heißt es, von dem köstlichen Essen seien nur noch die Gräten und die Zitronenscheibe übrig geblieben. Ist doch eklig, oder?

Warum tun Autoren ihren Lesern so etwas an? Selbst solche, die es wissen müssen, denn jeder Ratgeber, jeder Kurs weist

penetrant darauf hin, dass man sorgfältig beschreiben soll, dass Details die Szene lebendiger machen. Faulheit wäre ein denkbarer Grund. Nicht nur das Widerstreben, so viele Buchstaben einzutippen, sondern sich überhaupt erstmal ein Abendessen auszudenken. Natürlich stört die Speiseplanung den Schreibfluss, aber man kann das Menü ja noch nachreichen. Nicht drei Kapitel später, sondern beim Überarbeiten genau dieser Stelle. Man muss die Suppe servieren so lange sie warm ist. Genauso wie man ein Haus beschreiben sollte, wenn es die Hauptperson das erste Mal sieht. Nichts ist natürlicher als dass man ein Gebäude, das man noch nicht kennt, von oben bis unten betrachtet. In fast jedem Roman stehen irgendwelche Häuser. Trotzdem ist es immer wieder neu eine Kunst, sie greifbar zu machen, doch dies bietet auch die Chance, durch eine außergewöhnliche Architektur oder Stimmung in die Literaturgeschichte einzugehen oder zumindest im Gedächtnis der Leserin hängen zu bleiben.

Manche Autoren behaupten auch, sie wollten durch sparsame Beschreibungen „die Phantasie des Lesers anregen“ oder zumindest „nicht einengen“, aber das halte ich für eine faule Ausrede. Damit die Leserin beginnt, in ihren Träumen auf dem bisher unbetretenen Dachboden des Herrenhauses herum zu schleichen, muss man sie auf diese Idee gebracht haben, indem sie die Treppe entdeckte, oder sie bei einem Spaziergang über die Felder erstaunt feststellt, dass dort oben saubere Fenster sind. Nanu? Geputzte Scheiben in einem Stockwerk, das angeblich niemand mehr benutzt? Das sagt jedenfalls die Haushälterin mit dem Damenbart, doch die hat ja auch gelogen, als sie behauptete, der Schlüssel zum Sekretär sei schon vor Jahren verloren gegangen. DAS regt die

Phantasie an, aber nicht das Nichtbeschreiben eines Hauses, von dem die Leserin nicht einmal weiß, dass es einen Dachboden besitzt.

Den Autor können aber auch ähnliche Ängste blockieren wie beim Schreiben von Details in einer Kontaktanzeige. Nicht nur dass es schwierig ist, anderen das Bild zu vermitteln, das man selbst im Kopf hat. Dazu ist man ja Autor. Nein, indem man Details herausgibt, macht man sich angreifbar, falls man sich täuscht. Bei historischen Romanen oder solchen, die in einem exotischen Milieu spielen, könnte man sich ja irren und beispielsweise im Mittelalter Kartoffelbrei servieren. Dann lieber vage bleiben, sonst müsste man mühsam recherchieren, seit wann in Europa Kartoffeln wachsen. Und wer dankt einem diese Mühe? Die Leserin blättert nur hastig darüber. Aber wenn es falsch ist, da wird sie hängen bleiben und allen ihren Freunden von diesem idiotischen Roman erzählen, in dem Karl der Große seinen Kartoffelbrei am liebsten mit grünem Pfeffer isst. Und selbst wenn alles korrekt ist: Vielleicht mag die Leserin keinen Pfeffer? Vielleicht löst bei ihr der Gedanke an ein Kaminfeuer eher Panik aus als sie zu entspannen?

Möglicherweise liefern solche Befürchtungen mit einem Grund, warum Autoren ihre Details so gerne aus

bewährten Klischees schöpfen. Klischees, das ist doch das, was jede erwartet, oder? Sie haben sich bewährt, und wenn sie nicht stimmen, irrt man wenigstens nicht alleine. Also gibt es Hausmannskost: Schnitzel mit Pommes und Ketchup. Da bleibt man auf der sicheren Seite, weil fast jeder Pommes mag. Aber wozu soll man eigentlich einen Roman schreiben, in dem Lieschen Müller Schnitzel isst?

Um detailliert zu schreiben, muss man, so wie bei der Führung des Handlungsfadens im Großen, auch im Kleinen Entscheidungen wagen. Doch Schreiben bedeutet nun mal, von tausend möglichen Geschichten neunhundertneun-undneunzig zu verwerfen.

Nur eine Befürchtung ist berechtigt: Man kann es – wie mit allem – auch übertreiben. Mit Schaudern denke ich an den „Namen der Rose“, in dem Eco jede Kleiderfalte und jedes Staubkörnchen auf einer Statue genauestens beschreibt. Obwohl ich es für unhöflich halte, Textseiten ungelesen zu übergehen, tat ich das damals. Und war später erleichtert zu lesen, dass Umberto Eco selbst meinte, diese Stellen seien nicht zum Lesen gedacht, sondern zum Überblättern. Auch das Nicht-Lesen habe eine starke Wirkung auf den Leser.

Andrea Herrmann

Die Übergabe

Was soll ich sagen? Ich spiele mit den möglichen Begrüßungen, aber keine ist für meine Ziele geeignet, der erste Satz ist der Schwierigste. Danach wird es gehen. Und dennoch. Ein Thema, das belanglos und nebensächlich ist, das den Grund für unser Treffen nicht in den Vordergrund stellt, will mir nicht einfallen. Der Mann ist mir fremd und trotzdem müsste ich mich für ihn interessieren, ihn lieben, wie mein eigenes Herz, in der mir zur Verfügung stehenden Zeit jedes Detail, alle Besonderheiten aufsaugen und mit mir verbinden. Das ist mein Auftrag. Wir werden uns unterhalten, beruhige ich mich, und er wird sterben.

Ausgerechnet Rantum. Ich zähle die Jahre rückwärts, grabe in den hinteren Ecken meiner Erinnerung, suche nach einer Gemeinsamkeit zwischen dem Heute und meiner Kindheit. Ich war zwölf, vielleicht dreizehn, pubertierend, schüchtern und auf Klassenfahrt. Wir schliefen in Etagenbetten, tranken heimlich Bier und schwärmten für das gleiche Mädchen. Sie hatte dunkle Haare und Schokoladenaugen. Eine nicht verfeinerte, norddeutsche Stimme in meinem Gedächtnis sagt tatsächlich Schokoladenaugen.

Auf einem Leihfahrrad komme ich langsam, zwischen dem Meer und einer vom Salzwasser zerstörten Wiese, meinem Ziel näher. Mein Puls raste, die Hände zitterten, noch Minuten nachdem ich den Hörer aufgelegt und auf dem Rand der Tageszeitung einen Straßennamen notiert hatte. Diese Anschrift steuere ich nun mit einem Unbehagen, das entstehen muss, wenn man einen Schlusstrich unter der eigenen Vergangenheit ziehen will, und einer mir unbekanntem Neugierde an. Der Wind verteilt die Gerüche der Nordsee und für einen kurzen Augenblick stelle ich mir das Gefühl von Heimat vor. Sich heimisch fühlen, steht unten links in ungelenkiger Schreibrschrift auf der Titelseite der FAZ.

Der Anblick auf die in den Dünen eingebettete Jugendherberge ist mir

vertraut. Hier parkte der Reisebus. Mit einem hell-blauen Rucksack, der noch bei meinen Eltern auf dem Dachboden liegen muss, und einem alten, viel zu großen Koffer ging ich vor langer Zeit durch das Tor zum Innenhof. Ich rolle auf alten Pfaden, denke an die Aufkleber, die mein Gebäck unverkennbar machten und mir damals peinlich waren, Reiseziele meiner Großeltern: Weinberge der Mosel, bayrische Waldhotels, das Wiener Sissimuseum.

Noch habe ich Zeit. Mit dem Grollen der Brandung im Rücken umrunde ich auf einem steinigen Sandweg das Gelände, beobachte Kinder, die in Zweier-Reihen, ihre Bettwäsche unter dem Arm, auf ihre Zimmer zumarschieren. Ich schaue durch zerkratztes Fensterglas in die Kantine, sehe auf den Tischen umgedrehte Stühle, an den Wänden ein Mosaik aus bunten Fliesenstücken und eine nach vorne gebeugte Putzfrau. Ich lege das Rad in kniehohes Gras, nehme im rechten Augenwinkel das rote Licht von einem Getränkeautomaten, das eine schmale Treppe hinauf scheint, wahr; es gibt den Kiosk noch.

Auferrollte Lakritzfäden, Weingummi in allen Regenbogenfarben, in Zucker getauchte Fantasiegestalten, Coladosen auf einem Holzregal, eine rostige Popcornmaschine und der Duft der Verführung über allem. Ich greife instinktiv zu den kleinen, weißen Tüten, die von einem Drahtbügel gehalten werden. Das Papier fühlt sich zwischen Daumen und Zeigefinger brüchig an, ich reibe langsam und höre das Knistern. Erst jetzt bemerke ich, dass ich alleine in diesem quadratischen Raum stehe. Mit einem halben Schritt könnte ich die gegenüberliegende Wand erreichen, mit meiner Hand die Zimmerdecke berühren. Ich atme tief die alte Luft ein, zögere, lausche nach Schritten, verschwinde kauend und bin für einen Bruchteil glücklich. Es hat sich nichts verändert.

Ist er ein Dieb? Die Frage entsteht zwangsläufig und wird mit meiner absoluten Unwissenheit sekundär. Ich versuche meine Herzschläge zu kontrollieren und gehe über das Grün der Fußballfelder, die nach Schweiß riechen und sofort Erinnerungen hervorrufen. Wir wurden vom Kantinenpächter trainiert, ein korpulenter, ehemaliger Bundeswehrsoldat, weil unsere Klassenlehrerin, deren Name klingt in meinem Ohr noch immer schrill und nervzerreißend, sich weigerte sinnlos gegen rundes Leder zu treten. Ballannahme, eine kurze Körperdrehung, die Gegenspieler, die es überall geben wird, auf dem Weg zum Tor wie Slalomstangen stehen lassen, Hackentricks und Bananenflanken, die rechte Seite war meine Seite; in meinem neuen Leben werde ich kein Fußball spielen.

Der Unbekannte, auf den ich mit jeder Bewegung warte, der vielleicht schon hinter mir an einer Mauer lehnt, der mich möglicherweise in diesem Augenblick beobachtet, seinen Nachfolger studiert, könnte ein Sportler sein. Ich weiß es nicht und hoffe, dass er mir Glück wünscht.

Ich höre Klänge rhythmischer Musik, ordne diese einem tiefer liegenden Raum zu, suche das Fugenmuster der Hausmauer nach einem geöffneten Fenster ab und denke sofort an Eierschachteln. Stinkende, graue Pappe. Lückenlos an Kellerwände eines primitiven Tonstudios geklebt. Zuständig für das morgendliche Radioprogramm, das mit kleinen, knisternden Lautsprechern in jedes Zimmer transportiert wurde, war ein junger Zivildienstleistender. Er spielte mit den Fingern auf dem Mischpult, verschob die Tonregler nach einem für mich unverständlichen Plan, sprach über Frequenzen und MikroEinstellungen, als hätte er nie etwas anderes getan. Sein Name war Gustav. Ein Bauernsohn aus Poppenbüttel. Wir lachten ihn aus. Auch ich lachte und beneidete ihn.

Sand zwischen meinen Fingern. Ich drehe einzelne Körner in den Rillen meiner Haut, stelle mir als mögliche Herkunft den Grund der Nordsee vor, merke zu spät,

dass die Musik im Hintergrund den letzten Ton gespielt hat, drehe mich um und sehe ihn. Die Hände in den Taschen einer schwarzen Cordhose, der Reißverschluss seiner Windjacke bis zum Anschlag knapp unter sein Kinn gezogen und seine Augen langsam vom Boden direkt auf mich gerichtet, steht er da und wartet. Ich gehe auf ihn zu, suche in seinem Gesicht Zeichen einer Depression, Signale der Aufgabe und Enttäuschung; ich entdecke nichts. Wir begrüßen uns, wie sich nur Fremde begrüßen können, gestenarm, nichtssagend. Vor Jahren, als kleiner Junge, habe ich hier ein Tor mit der Hacke geschossen. Er nickt und ich schäme mich für diesen blöden Satz. Maximal drei Monate noch, sagt er und ich bin dankbar. Ich möchte mein Beileid in ehrlichen Worten ausdrücken und schweige. Sie machen einen netten Eindruck. Ich freue mich, dass sie es sind. Meine Krankheit ist nicht heilbar. Aber ihre. Ich habe nicht eine Sekunde gezögert und der Herztransplantation nach meinem Tod zugestimmt. Er ist bemüht, seine Worte mit einem Schmunzeln jeder Form von überheblicher Sachlichkeit zu entziehen. Danke, sage ich. Jeder weitere Satz erscheint mir unmöglich. Ihnen kann ich trauen. Das sehe ich sofort in ihren Augen. Schokoladenaugen. Er lacht und ich spüre wie die Kammern in meinem Brustkorb das Lebenselixier durch die Venen pumpen, ein Kreislauf aus Begehren und begehrt werden. Mögen Sie Musik? Er wartet nicht auf meine Antwort, dreht mir den Rücken zu und geht.

Tobias Sommer

wurde am 6. Juli 1978 in Bad Segeberg (Schleswig Holstein) geboren. Er arbeitet seit 1995 in der Finanzverwaltung. In Literaturzeitschriften und Anthologien wurden bereits Texte von ihm veröffentlicht. Mitte 2005 erschien sein Prosadebüt „Meer über uns“ im b-haendel-verlag (kein Auftragsdruck!).

www.autorengruppe-jetzt.de/freunde.html

www.b-haendel-verlag.de

Die Medienkarriere

Die Druckerschwärze der Tageszeitung hinterließ Spuren auf meinen schweißnassen Händen. Ihre Buchstaben schienen sich in meine Haut pressen zu wollen und ich hatte das Gefühl, dass sie sich mir beinahe aufdrängen, ja noch mehr Aufmerksamkeit erlangen wollten.

Mein Artikel war auf Seite 1. Ich kam aus einer bekannten Journalisten-Familie. Meine Großmutter war Auslandskorrespondentin eines kleinen Fernsehsenders gewesen. Dort hatte sie meinen Großvater kennengelernt – einen Kriegsberichterstatter, dessen Stimme genauso unvergesslich war wie die Bilder, die er vor der Kamera dokumentierte. Er war mit Mitte Fünfzig in eine Anstalt eingewiesen worden. Die Erlebnisse hatten ihn von innen wie kleine Parasiten zerfressen.

Mein Vater hatte es bis zum Chefredakteur einer lokalen Tageszeitung gebracht bevor er sich in meine Mutter verliebte – die Frau, die sich um seinen Posten bewarb als er nach Höherem strebte und die Zeitung verlassen wollte. Meine beiden älteren Schwestern waren ebenfalls Journalistinnen. Nur mein Bruder fiel aus dem Rahmen dieses journalistischen Familienportraits. Er war drogensüchtig und saß seit einem Jahr wegen Drogenhandels im Gefängnis.

Worte waren der Lebensinhalt meiner Familie. Um sie hatte sich alles gedreht. Das Gesprochene, Geschriebene und das bildhafte Wort. Wir hatten viel gesprochen – miteinander, voneinander und übereinander. Über die Welt, das Leben auf ihr. Über Ängste und Träume und richtig und falsch. Ja, besonders darüber. Moral war ein wichtiges Wort in der Sammlung aller der Worte, die jemals von uns benutzt, missbraucht oder neu geschaffen worden waren. „Journalisten benutzen die Sprache und es ist ihre

Aufgabe, sie zu pflegen, damit auch noch andere sie verwenden können.“ Das waren die Worte meines Vaters, eines wirklich erfahrenen Journalisten. Ich musste lächeln, während meine Finger über das raue Papier mit dem Artikel strichen. Wie viele Mitglieder unserer Familie hatten es auf die erste Seite dieser größten Tageszeitung der Stadt geschafft? Ein oder zwei vielleicht. Und hier saß nun *ich*, auf steinigen, kalten Treppenstufen und dachte an diesen wahren Ausspruch meines Vaters, in den Händen meinen Seite 1-Artikel, der die Lebensgeschichte einer jungen Frau erzählt, die statt Worten ihre Hände benutzte und einen Menschen umbrachte. Die falsche Zeit, der falsche Ort, die falschen Bekannten und die falsche Entscheidung. Eine lebenslange Entscheidung.

Ich zerknüllte die Zeitung. Ich wünschte, ich hätte die Chance, diese traurige Geschichte noch einmal neu schreiben zu können. Ich wünschte, der Artikel wäre von mir und nicht über mich.

Eva Lindhorst

Ich bin am 27.03.79 in Hamburg geboren, schreibe seit meinem 9. Lebensjahr Geschichten. Meinen ersten Roman habe ich mit elf Jahren geschrieben (ein Pferderoman natürlich ;-)) und schreibe zurzeit an einem Roman, mit dem ich mich dann auch mal ans Veröffentlichen wagen möchte. Die Genres, in denen ich mich bewege, liegen zwischen Drama, Liebesroman und Romanen philosophisch-spiritueller Natur. Ich versuche, meinen Leserinnen und Lesern zu zeigen, dass jede Sache Tiefe hat und dass die Dinge nicht immer so sind, wie sie auf den ersten – meist unreflektierten Blick – erschienen. Seit 2002 studiere ich Medienwissenschaft in Paderborn.

Straßenbahn

Als er auf die Straße trat, sprach ihn ein Bettelkind an:

Wenn du Gott eine Frage stellen könntest, welche würdest du stellen?

Fast entsetzt wandte er sich ab und schritt weiter den Trottoir hinab. Einige Meter weiter drehte sich noch einmal um, aber das Kind war verschwunden. Ein Kind in härenem Gewand. Und mir ist in meinem Pelz so herrlich warm, dachte er. Er bestieg die Straßenbahn und zog die Zeitung aus der Jackentasche. Tschetschenien-Veteranen bieten ihre Dienste an. Für ganz schwierige Fälle. Eine Prostituierte sucht einen Freier: Tamara, talentiert, tabulos, taub.

Die Straßenbahn ruckelte zu sehr, er steckte die Zeitung fort und wurde plötzlich all dieser mürrisch dreinblickenden Gesichter seiner Mitpassagiere gewahr. Wahrscheinlich hatte er selbst kein fröhlicheres. Das bewahrte einen allerdings davor, von jemandem angesprochen zu werden, und er wollte ja auch viel lieber seine Ruhe haben. Wie alle hier. Wie überhaupt jeder und überall. Draussen schneite es. An der nächsten Ecke lief wieder dieser Mensch herum,

eine lebende Litfasssäule mit Reklame an Brust und Rücken. Wie schlecht musste es einem gehen, damit man so etwas all die Tage lang tat? Jemand schob ihn barsch zur Seite.

Muss aussteigen, hörte er.

Die Tür öffnete sich, kalte Luft strömte herein. Endlich wurde sie wieder geschlossen. Die Fahrt ging weiter. Die Straßenbahngesellschaft warnt vor falschen Kontrolleuren. So stand es angeschrieben. Zwölf Buchstaben. Kontrolleure. Rückwärts: Eruellortnok. Der Mann vor ihm stank penetrant nach Schweiß. Und das durch die dicke Winterjacke! Was für ein Glück, dass wir jetzt nicht Juni haben. Er sah zum Fenster hinaus, die Straßen verdunkelten sich schon. Die Tram ruckelte weiter. Sie ratterte dahin. Ihm kam der Vers dieses Liedes in den Sinn: "Nein, die Erde ist nicht gestorben, sie hält nur eine Weile den Atem an."

Marat Abrarov

32 Jahre alt, schreibe z.Zt. an meinem ersten Roman und war in St. Petersburg als Journalist tätig

Die unergründliche See

Das Meer, launisch, unberechenbar, in sich gegensätzlich, milde, beinahe einladend zog schon immer viele Menschen in ihren Bann. Auch in der Jetztzeit hat die See nichts von ihrer Anziehungskraft verloren.

Da ich als armer Fischerjunge auf der Insel San Jose in der Karibik aufwuchs, kannte ich die Unberechenbarkeit der See, den Fischfang, die Netze flicken, ins Meer hinausblicken bei strahlendem Sonnenschein, den Wellengang beobachten, die

Nester von seltenen Vogelarten auskundschaften, die Moskitoschwärme, die sich in der Dämmerung auf die Bewohner der Insel stürzten.- das alles gehörte zu meinem Leben

Mit meinen 25 Jahren hatte ich schon einiges in Erfahrung gebracht, was die meisten nicht wußten. Meine Eltern hausten in einer ärmlichen Holzhütte, die schon manche gewaltigen Regengüsse überstanden hatte

Ein paar unbedeutende Frauenbekanntschaften hatte ich hinter mir. Auf den Zuckerrohrfeldern wurde das Zuckerrohr eingebracht, aus dem dann der Rum hergestellt wurde, den viele Inselbewohner tranken.

Auch Kautschuk, Kaffee, Reis gediehen auf der Insel gut.

Auf ihrer Südseite lagen einige veraltete Fischerboote am weiten Sandstrand, der sich bis zu dem 2 km entfernten größeren Ort Santa Domenica erstreckte.

Die Nordostseite der Insel war für uns Inselbewohner und für Besucher unzugänglich wegen der hohen steil aufragenden Klippen.

Ich hatte mir ein eigenes Boot aus verschiedenem Holz wie Kokospalme, Gummibaum zusammen gezimmert, was sich dann als sehr stabil erwies. Ich unternahm mit diesem einige Bootsfahrten auf das offene Meer hinaus, vorbei an den „Spitzen der Charybdis“, - einer Reihe von scharfkantigen Felsriffen, die auch bei leichtem Wellengang von der See überspült wurden und von allen gemieden wurden - zu einer unweit vorgelagerten Insel.

Für gewisse Arbeiten war ich gut zu gebrauchen, ich konnte sehr rasch Fischernetze flicken oder lecke Boote wieder fahrtauglich machen.

Manchmal lag ich am Sandstrand und ließ mich von der heißen Sonne bräunen.

Leider tauchte dann immer wieder die erst 21jährige, von zwei Ehemännern verlassene Ines mit einem Glas Schnaps in der Hand haltend auf. Sie legte sich ohne zu fragen neben mich in den Sand. Ihre trockene Haut im Gesicht zeigte schon jetzt kleine Fältchen um ihren Mund. Ihre Wangen hatten etwas Abstoßendes für sich. Gerade erst hatte sie eine ihrer selbst gedrehten Zigaretten ausgeraucht und ausgedämpft.

Nun lag sie in verführerischer Stellung am Boden, zugegebenermaßen besaß sie einen wohlgeformten Körper, und glaubte somit auf mich zu wirken. Aber sie irrte. Es wäre ein Leichtes für mich gewesen meine Lippen auf ihre wissenden Lippen zu

pressen, mag sein, sie war vom Leben unbefriedigt, aber das berührte mich nicht. Ich liebte sie nicht, mich ekelte vor ihr Ich wandte mich ab, erhob mich rasch – ich wollte jetzt das kühlende Naß des Meeres verspüren und stürzte mich ins Wasser.

Ich schwamm etwa 100 Meter in die See hinaus und sog die Meeresathmosphäre in meine Lunge.

Als ich wieder an den Strand zurückkehrte, war Ines verschwunden. Ich spazierte den Sandstrand entlang und sammelte Muscheln.

Einige Tage danach befand ich mich wieder am sandigen Meerufer, ließ die Wellen über meine Füße rollen, setzte mich ins angenehme Naß – die Sonne brannte heiß vom Firmament – ich blickte um mich und entdeckte in einiger Entfernung eine weibliche Gestalt auf einem zusammenklappbaren Sessel sitzen, ein breiter Sonnenschirm schützte ihren Körper vor den Sonnenstrahlen.

Ich näherte mich ihr ein wenig und bemerkte erst jetzt, daß sie in einem Buch las.

Das machte mich neugierig – denn ich hatte bisher noch keine Gelegenheit gehabt eine Frau zu sehen, die sich für Bücher interessierte. Mir war diese Art von Zeitvertreib fremd, Lesen und Schreiben hatte ich immer als lästig, nicht lebensnotwendig empfunden. Ich war allerdings froh, dass sie mich noch nicht entdeckt hatte, wandte mich wieder dem Meere zu, um mich abzufrischen in den Wogen des Meeres, kleinere hin und her schwimmende Fische und Schildkröten zu betrachten.

Eine Woche war inzwischen verstrichen, ich hatte ein paar Fischernetze geflickt, die Sonne versteckte sich heute öfter hinter Haufenwolken, gerade wollte ich mich abkühlend in die See stürzen als diese junge Frau wieder in mein Blickfeld trat. Sie hatte wieder in ihrem Buch gelesen, legte dieses beiseite, klappte ihren Sonnenschirm zusammen. Ich schritt ganz nahe an ihr vorbei und sprach sie auf Spanisch an: „Guten Tag; heute sind die

Strahlen der Sonne erträglich. Ist das Buch spannend, in dem Sie lesen?“

Die junge Frau besaß ein hübsches vom Leben noch unverbrauchtes Gesicht mit vollen Lippen. Sie maß mich forschend und antwortete kühl: „Ja, die Hitze ist manchmal nicht auszuhalten. Was das Buch betrifft, das ist Geschmacksache, es kommt darauf an, wer es liest.“

Ich erwiderte vorsichtig: „Lesen oder Schreiben ist mir nicht wichtig. Ich kann zwar ein wenig schreiben und lesen, aber es interessiert mich nicht.“

Sie sagte etwas hochnäsiger, während sie ihre Nase rümpfte: „Da versäumen Sie eine Menge. Lesen und Schreiben macht Spaß, fördert den Geist und die Phantasie.“

Ich versetzte langsam: „Lesen oder Schreiben ist anstrengend und mühevoll. Da weiß ich mir Besseres. Übrigens: Ich heiße Ferdinand.“

Sie sprach geziert: „Na ja, jedem das Seine. Sich literarisch zu betätigen, das liegt nicht jedem, aber lesen zu können ist schon ein Vorteil. Mein Name ist Roberta. Ihre Bekanntschaft zu machen hat mich amüsiert, vielleicht sehen wir uns wieder einmal.“ „Auf Wiedersehen, Roberta.“

Damit schlapfte sie auf ihren Strandschuhen in Richtung Santa Domenica davon. Jetzt bemerkte ich erst, daß sie etwas hinkte, sie war keine Schönheit, besaß nicht die skelettartigen Körperformen von Ines, trotzdem zog sie mich irgendwie an. Besonders ihr Gesicht mit den winzigen Grübchen in ihren rosigen Wangen hatte für mich einen besonderen Reiz. Sie war wohl geistvoll und wählerisch. Ich nahm mir vor das herauszufinden.

Roberta sagte leise zu sich: „Seltsame Ansichten hat er schon, - in gewisser Weise muß ich ihm recht geben - es behagt mir seine Denkweise nicht, dieser Ferdinand, ich weiß nicht, ich hätte beinahe Lust ihn wiederzusehen, obwohl sein Antlitz mir zu grobknochig vorkommt.“

Ein paar Wochen danach wollte ich mir auf einigen Bäumen hinter dem Sandstrand die Nester von seltenen Vögeln wie Pelikanen,

Truthahngeiern oder Papageien betrachten, schwül war es, der Himmel voller tiefhängender Wolken. Ich ging langsam den Sandstrand entlang, da lag Roberta in etwa 50 Metern Entfernung auf einer Decke im Sand, wieder in einem Buch lesend. Ich kam bei ihr vorbei, als sie meine Schritte vernahm, meinte sie gedehnt: „Was für ein Zufall, mit Ihnen hatte ich nicht gerechnet.“

Sie wandte sich wieder ihrem Buch zu. Einem spontanem Antrieb folgend sagte ich zu ihr: „Wollen Sie mir eine Seite aus Ihrem Buch vorlesen?“

Roberta versetzte: „Warum nicht.“ Ich hatte mich inzwischen neben sie in den Sand gelegt... Sie begann aus dem Buch vorzulesen, aber nach einigen Minuten gähnte ich, obwohl ihr Stimme als angenehm empfand, meine Augen wurden immer kleiner. Roberta schwieg, sie sah mich verwundert an. Ich sagte: „Sie lesen für mich etwas eintönig und fade, ich konnte nicht anders als... Ich würde gerne nach den Schildkröten im Meer sehen und dann nach Nestern von seltenen Vögeln Ausschau halten. Wenn Sie mich dabei begleiten wollen, Roberta.“

Diese antwortete: „Sie haben recht, ein guter Einfall, ich komme mit.“ Sie rollte ihre Decke zusammen und wir spazierten am Meer entlang, sahen Schildkröten mittlerer Größe im Wasser hin und her schwimmen. Nach einiger Zeit überschritten wir ein hügeliges Gelände, wo einige fast entlaubte Bäume standen, auf denen wir verschiedene Vogelarten wie Lämmergeier, Aras und Pelikane beim Füttern ihrer Jungen beobachten konnten. Roberta genoß diesen Spaziergang sehr. „Mein Vater ist ein angesehener Geldwechsler im Ort und versieht mich mit allem, was ich zum Leben benötige, ich helfe ihm zeitweise im Büro aus. Aber wie schlagen Sie sich durch das Leben, Ferdinand?“ „Ich lebe wie meine Eltern vom Fischfang, zerlege die Fische, hänge sie zum Trocknen auf, was wir nicht zum Eigengebrauch benötigen, verkaufe ich auf dem Markt. Da ich keine hohen Ansprüche

ans Leben stelle, komme ich recht gut zurecht.“

Ich war beinahe ins Schwärmen geraten als ich sagte: „Außerdem bin ich ein geschickter Handwerker, ich habe mir eine sehr stabile Gondel aus verschiedenen Hölzern wie Kokospalme und Gummibaum gebaut, das schon einige Fahrten zur nächsten Insel hinter sich hat. Vielleicht könnten wir beide einmal damit eine Spazierfahrt aufs Meer unternehmen.“ Roberta sah mich zweifelnd an, Lust hätte sie dazu gehabt, denn ich sah wie es in ihr arbeitete, sie schwieg. Wir schlenderten zurück zum Strand, sie nahm auf einmal meine Hand und so stapften wir Hand in Hand durch den Sand. Dabei betrachtete ich kurz ihr Gesicht, ihre vollen geschwungenen Lippen, ihre Haltung. Es gefiel mir was ich sah, auch wenn sie einer anderen Welt angehörte, das Schreiben und Lesen war mir von je zuwider gewesen, ich könnte es wenigstens mit dem Lesen versuchen. Aber wenn mir die Augen dabei zufielen dann... - Wir blieben kurz stehen, sie lächelte etwas verlegen, ich zog sie an mich, küsste sie auf ihre samtigen Lippen, überrascht erwiderte sie meinen Kuß, sie ließ meine Hand los und trat dann ein wenig zurück. „Ich muß gehen, sonst macht sich mein Vater Sorgen um mich. Eine Bootsfahrt auf die offene See mit Ihnen würde uns beiden gut tun, ich weiß allerdings nicht, was mein Vater dazu sagt“. „Muß er davon wissen? Wollen wir uns in zwei Tagen morgens wieder hier um 9 Uhr treffen?“ fragte ich sie freundlich. Sie zuckte mit den Schultern und nickte zustimmend, winkte mir zum Abschied und schlenderte nachdenklich davon – „Was war mit mir geschehen? Ich hatte mich doch tatsächlich in Roberta verliebt, wer hätte das gedacht“, sagte ich zu mir.

Zwei Tage später: Zärtlich küsste sie mich bei der Begrüßung mit ihren weichen Lippen. Ich führte sie zu meiner kleinen Bootshütte, wo ich meine Gondel aufbewahrte. Roberta sah mich bewundernd an. Wir schoben die Gondel gemeinsam ins gluckernde Meerwasser. Kein Wölkchen war am Horizont zu sehen.

Die See zeigte sich von ihrer friedlichen Seite. Wir stiegen ins Boot, ich ergriff die Ruder und schon glitten wir in die offene See hinaus. „Ich habe meinem Vater nichts von dir und unserem Unternehmen erzählt, Ferdinand. Ich vertraue dir.“ Ich freute mich über diese Worte, brachte aber kein Wort hervor. Leise Wellen zogen an uns vorüber.

Immer weiter wagten wir uns in die See, abwechselnd übernahm auch Roberta das Ruder. Strahlend sah mich Roberta an und sagte leise vor sich hin: „Daß ich einmal einem Manne in jeglicher Hinsicht vertrauend in ein mir fremdes Boot steige und mich von ihm auf das offene Meer fahren lasse, das wäre mir nie in den Sinn gekommen. Ich muß dich wohl sehr lieben.“ Ich war entzückt von ihr und meinte: „Wollen wir uns hier verloben? Einen Verlobungsring kann ich dir nicht bieten, aber redlich ist mein Sinn, ich werde versuchen, ein guter Ehemann zu sein.“

Roberta nickte und sagte ruhig. „Also gut, jetzt bin ich hiermit deine Braut.“ Ich ließ das Ruder los. Am Horizont hatte sich im Westen unversehens eine Wolke gebildet, die ich nicht wahrnahm und in dem Augenblick nicht sehen wollte, die immer größer wurde. Ich war jetzt so besessen von meiner geliebten Roberta, daß ich an keine Gefahr dachte. Ich näherte mich meiner Braut, wollte sie an mich drücken, da geschah etwas, woran ich sonst immer gedacht und diese Gefahr stets mir vor Augen führte. Die „Spitzen der Charybdis“ hatte ich völlig vergessen. Einer der spitzen Felsen hatte sich tief in unsere Gondel gebohrt, wir waren auf sie aufgefahren.

Inzwischen hatte diese Wolke, die sich jetzt grauschwarz vor uns auftürmte, gewaltige Formen angenommen, ein heftiger Wind blies uns auf einmal ins Gesicht. Meerwasser drang ins Boot. Wir waren mehr als einen Kilometer vom Ufer entfernt. Roberta rief mir zu, dass sie nicht schwimmen könne. Die Gondel sank von Sekunde zu Sekunde. Ich sagte laut, sie solle sich an mich klammern und mit mir

ins Meer springen. Ich sah mir kurz das Boot an, der Bug war völlig zertrümmert, Roberta zitterte am ganzen Körper, dann sprangen wir in die von hohen Wellen aufgewühlte See. In dem Augenblick versank die Gondel für immer. Ich hatte mich auf ein dickes Brett hinaufziehen können, ich hielt Robertas Körper umklammert, versuchte verzweifelt sie auf das Brett zu bringen, aber sie war bereits bewusstlos, mich verließen die Kräfte, eine hohe Welle erfasste Roberta und trug sie davon. Sturm kam auf, ich rief laut nach Roberta, aber nur der heftige Wind antwortete, der hohe Wellengang trieb mich immer weiter vom Ufer weg, Wellen überrollten mich, ich war der Ohnmacht nahe. Regen prasselte herunter, ich fror und schluckte viel Meerwasser, Blitze zuckten.

Ich trieb lange Zeit bewusstlos auf dem Brett dahin. Ich hatte Glück, nach ein paar Stunden ließ der Wind und Regen nach und verebbte. Zwei mitleidige Segler entdeckten mich auf dem Meere treibend und zogen mich in ihr Boot. Als ich wieder bei Bewusstsein war und mir klar wurde, was ich angerichtet hatte, überkam mich die Verzweiflung und wollte mich ins Meer stürzen, kräftige Männerhände hielten mich davon ab. Ich erzählte den Männern was geschehen war, und man nach meiner Roberta suchen müsse, die noch immer in der See trieb. Die Männer

funkten die Küstenwache von San Jose an, daß man nach Roberta im Umkreis der „Spitzen der Charybdis“ suchen müsse.. Auch die beiden Segler näherten sich den Verderben bringenden Felsen, begaben sich selbst in Gefahr, suchten vergeblich alles ab, auch die Küstenwache hatte keinen Erfolg bei der Suche nach meiner Braut. Die See gab sie nicht mehr her. Aus eigener Kraft wäre es mir nie gelungen, wieder auf dem Seewege an den Strand von San Jose zu gelangen. Mein einstiges Leben auf dieser Insel ist für mich Vergangenheit, es war ein Lebensabschnitt, daß mich das Meer mit seiner Unberechenbarkeit wieder in seinen Bann ziehen wird, glaube ich nicht, ich bin von der Krankheit befreit, es mit der See aufnehmen zu wollen.

Thilo Bachmann

von beruf bin ich gelernter gärtner und schreibe gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. bin hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. vorgezogene komponisten: bach, beethoven, mozart, höre auch countrymusik, soul, blues.

Drei Euro Zerrgeld

Ein Jäger bricht auf in den Wald – trägt den Lauf der Zeit auf dem Rücken des Gewehres; begibt sich steppenähnlich auf Wanderschaft; versucht kein Ziel zu haben und doch kommt er dem Ziel wunschlos wie traumdeutend näher. Keine Zahl zerrt an seinem Gefieder – verliert sich in dem Schritt seiner Gedanken, wenn die Muse kommt wird sie bleiben.

Ein Pferd wiehert im Stall eines nahen Bauerngehöftes – wo es bei Wasser und

Brot schon manchen Schlitten mit Brennholz gezogen – als Reitpferd schon ausgedient oder: nun auf Gnade und Ungnade gehalten, gefüttert, um nicht mehr richtig strotzend die Lefzen hochzuziehen. Unser Jäger sucht das Zerrgeld, das er sicher niemals finden wird... Es versteht sich von selbst, daß er heute nicht im Wald bleiben will, vom Schlaf übermannt gähnt er sich der Stille davon; kommt der Zeit wieder stolpernd in

die Quere, macht sich klein, denn hier ist's enterisch bisweilen und kalt. Befangen macht der Winter die Bäume; sie sind kahl geworden – dünnästig, blattlos: Laub wirbelt dem Jäger ins Gesicht, sein Hut hält was er verspricht, bleibt am Kopfe; tief in die Stirn gezogen. Bald ist die Sonne untergegangen. Es knirscht und knackt laubästig unter seinen Tritten. Feste Stiefel, dicke Socken auf den Füßen, fast keuchend verlässt er das Unterholz und begibt sich auf die Gefilde, wo noch das Licht einer Lichtung gleißt. Jetzt steht er da, herausgetreten vom Element Natur, schwitzt beinahe, zieht seine Wasserflasche aus dem Rucksack, die gemischt mit gutem Wein, setzt sie an seine Lippen, leert in sich hinein, trinkt und keucht zugleich, düstert sich die trockene Kehle naß. Und nun, ja, auf zum fröhlichen Jagen, nein, nicht mehr heute, es ist genug. Unser Jäger will den Platz finden zum Ruhen – schlafen, ausschlafen, sich hinlegen, ausstrecken. Ein paar Schritte sind es noch zu seiner Hütte, die tief von Tannen, Fichten föhrenwärts verdeckt; Blockhütte klein, fünf mal fünf im Quadrat. Ein Schlüssel sperrt das Schloß, der Abend dämmert schon. „Mein Magen knurrt“, denkt Albert, unser Jäger. Dieser betritt das Waldhäuschen – schließt die Tür; stellt den Rucksack rechts daneben. Setzt sich auf die Ofenbank – es gibt sogar elektrisches Licht – zieht seine Jacke aus, er befreit Füße von den Stiefeln; der Kater nähert sich auf leisen Pfoten, gestreichelt wird sein Fell. Albert stelzt zum Waschbecken, wäscht sein Gesicht und alles, was gewaschen werden muß. Trocknet sich ab, das Katerchen weicht nicht von seiner Seite. Schon zieht er sein Nachtgewand über. Geht ins hinterste Eck der Stube – holt sich den Speck, das Bauernbrot, den Käse, das Messer, das hölzerne Brett, die Flasche Wein, bringt alles herüber zum Tisch – legt's drauf und schneidet das Brot; den Speck in dünne Scheiben, füllt das Glas mit Wein – Albert trinkt in großen Zügen und ißt genüsslich ein Speckbrot und noch eins. Es schmeckt

ihm. Ein guter Trunk des Jägers Pflicht und leert das zweite Glas.

Zu seiner Rechten liegt eine Jägerfachzeitschrift. Albert blättert darin – will sie wieder weglegen; auf einmal springt ihm ein interessanter Artikel ins Auge – zwar kurz, aber doch lesenswert.

In einer Kleinstadt am Bodensee in Reichenau war's öde und still geworden. Die Insassen des Klosters waren fortgezogen aus Furcht vor Bären und wilden Häschern. Nur ein Klosterbruder, ein Sonderling, namens Konrad war zurück geblieben.- Am nahen Seeufer hielt ein Trupp Reiter, den Pfeil im Bogen gespannt. Sie waren hervorgesprengt; als kein Hinterhalt aus dem Dickicht des Buschwerkes am Ufer zu befürchten war, hielten sie die Rosse ein Weilchen zum Verschnaufen an, der Pfeil war in den Köcher gelegt. Den krummen Säbel mit den Zähnen gefasst – so ging's in den See. Hurtig arbeiteten sich die Pferde durch die blauen Wogen. Jetzt war der Vorderste am Lande, sprang vom Gaul und schüttelte sich dreimal wie ein Deutscher Schäferhund, der vom kühlen Bad zurückkommt; mit schauerndem Hurraruf zogen sie in der öden Reichenau ein.

Wie ein Steinbildnis saß Konrad und schaute verzagt den Gestalten entgegen. Was jetzt auf ihn zukam war so hässlich, daß er ein „Erbarme dich unser, oh gütiger Herr!“ nicht unterdrücken konnte.- Im Sattel saßen die fremden Gäste, in Tierfelle gehüllt; dürr, klein und hager, das Haar struppig herabhängend, das Gesicht glänzte gelb wie in Talg gesalbt mit tiefliegenden Augen.

Jetzt durchzogen sie hordenweise das Land. Ein wildes Klingen wie Zimbalschlag und Geigenton zog mit ihnen und klang schrill und sauer wie Essig. Wie ein Waldbach nach vier Tagen Regen wälzte sich jetzt der Hunnenzug in den Klosterhof. Dem guten Konrad wurde es nun doch etwas mulmig zumute. Die Hunnen sattelten ab. Jetzt gab Kalle, der Anführer, das Zeichen, daß die Plünderung beginnen solle.

Wild und ungestüm stürmten sie durcheinander die Gänge entlang, die Stufen hinauf, in die Kirche hinein. Verworrenes Geschrei erscholl. „Zeig´ uns die Schatzkammer!“ forderten sie Konrad auf. Dieser tat´s gern, denn nur versilberte Leuchter und alte Stumpen von Kerzen waren noch vorhanden. „Schlechtes Kloster“, rief einer, „Bettelvolk!“ und trat mit dem Fuß nach den verstaubten Sesseln. Den Konrad belohnten sie mit Faustschlägen, daß er ganz verzagt davonschlich.

Man ließ aus dem Vorkeller die Weinfässer hinaufschleppen. Besorgt trat der Bruder vor und tippte einen der Plünderer am Gewand und sagte: „Was soll ich dann trinken, wenn ihr abgezogen seid?“ Ein allgemeines Gelächter erklang und gaben dem Sonderling das kleinste Faß. Drüben im Hof erhob sich wilder Lärm, etliche hatten die Kirche durchstößt, einige eine Grabplatte aufgehoben. Da sah ein verwitterter Schädel aus dunkler Kutte zu ihnen empor, so daß sogar diese Verwegenen zurückschreckten.

Dann versammelten sich alle im Hof. Den ganzen Heuvorrat des Klosters hatten die Hunnen umhergestreut und lagerten darauf, das Mahl begann. Mit gekreuzten Armen stand Konrad und schaute zu ihnen nieder. „Die Teufelsbrut kann nicht einmal sitzen wie einem Menschen geziemt, wenn er sein tägliches Brot verzehrt“, so dachte er, doch er sprach es nicht aus. Häufige Schläge lehren Schweigsamkeit.

Ein Ochse wurde am Spieß gebraten. Was sonst der Klosterküche Vorrat bot wurde gereicht; sie fielen hungrig darüber her. Mit kurzem Säbel wurde das Fleisch heruntergehauen. Mit Händen fraßen sie gierig und gaben verschiedene ekelregende Laute von sich. Das Weinfäß stand aufrecht im Hof – ein jeder

schöpfte daraus so viel ihm beliebte. Auch dem Konrad brachten sie Wein in einem kunstgeformten Kelch; wie er aber still und froh daran nippte, flog ihm ein halb abgenagter Knochen an den Kopf – er schaute schmerzlich auf. Bemerkte aber, sich mit Knochen bewerfen war hunnischer Brauch.

Weinwarm begannen sie darauf zu grölen; wie Eulenschrei und Unkenruf klang der Chor. Dem Konrad nötigten sie auch einen Gesang ab. Das Gejohle ging zu Ende, der Wein war verbraucht, da gebot Kalle die Toten zu verbrennen, welche vor Stunden vom Kirchturm gefallen und sich das Genick gebrochen hatten. In Sekundenschnelle saßen alle auf den Rössern, in Reih´ und Glied ritten sie zum Scheiterhaufen... Von zweien der Ältesten der Hunnen wurden der Toten Pferde erstochen und zu ihrer Herren Leichen gelegt. Einen schauerlichen Weihespruch rief der greise Hunne über die Versammelten, dann schwang er den Feuerbrand und entzündete den Holzstoß – Tannenscheiten, Handschriften und Leichname wetteiferten in prasselndem Aufflammen, eine dicke Rauchwolke stieg hoch empor. Mit Ringkampf, Speerwurf, felsengleiches Steinschleudern, Reiterspielen wurde der Toten gedacht. Nun ging die Sonne langsam zur Neige, die Hunnenschar aber verblieb die Nacht im Kloster und setzte ihr Gelage fort.

Elfriede Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitet als Damenschneiderin.

Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m.

Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Fußballmuffel sind auch Menschen

Auch Fußballmuffel können Vorteil und Gewinn aus der Weltmeisterschaft ziehen. Es ist alles eine Frage der Einteilung.

So kann man die leergefegten Landstraßen während eines wichtigen Spieles nutzen für eine genüssliche Fahrt zu einem sonst wegen des Staus gemiedenen Ziel.

Beim nächsten Spiel „Deutschland gegen“ ist die ideale Zeit, Erdbeergelee zu kochen, Obst einzumachen, einen köstlichen Kuchen zu backen. Garantiert kein Anruf stört die fleißige Hausfrau gerade in dem Moment, in dem das Einfüllen des heißen Breis in die Gläser fällig ist.

Frau kann sich endlich mal genüsslich mit einer Freundin im Kino treffen, ein Eis essen gehen oder den lange fälligen ausgiebigen Friseurtermin wahrnehmen.

Sogar die betagte Tante im Altersheim könnte der Fußballmuffel weiblichen oder männlichen Geschlechts mal wieder besuchen, ohne zu Hause vermisst zu werden. Ganz im Gegenteil, der echte Fußballfan am häuslichen Fernseher hat Besseres zu tun als die Häupter seiner Lieben zu zählen. Hauptsache, niemand stört das nervenzerreibende und ganzkörperentzückende Seh-Ereignis am Flach- oder gar Großbildschirm.

Von einem persönlichen Besuch eines Spiels im Stadion ganz zu schweigen. Da wäre die Anwesenheit eines familieneigenen Fußballmuffels nicht zu ertragen und schade ums Geld wäre es allemal. „Hier bin ich Fan, hier darf ich‘ sein“, heißt es da in leichter Abwandlung eines Goethe-Zitats und gleichgültige oder ablehnende Zeitgenossen stören da nur.

Der Fußballmuffel ist also während der Weltmeisterschaftsspiele fast vollkommen auf sich gestellt. Wenn er sich rechtzeitig nach Bundesgenossen umsieht, kann das eine spannende Zeit werden, die zu ungeahnten Aktivitäten verführt. Aber

auch süßes Nichtstun wäre eine Alternative. Es kann ein preiswerter Urlaub zu Hause werden. Niemand wird die An- oder Abwesenheit bemerken, niemand Ansprüche stellen.

Vorausgesetzt, dass der Fußballfan vor den Spielen gelernt hat, sich ein paar Brote selbst zu schmieren und sein Bier selbst aus dem Kühlschrank zu holen.

Nach erholsamen Faulenzertagen oder tollen neuen Unternehmungen mit Gleichgesinnten hat am Ende der spannenden und anstrengenden Zeit der Fußballmuffel die nicht zu unterschätzende Freiheit, spätestens beim Endspiel (wo‘s so richtig spannend wird), sich frisch und munter zu den bereits ziemlich ramponierten Fans vor den Bildschirm zu gesellen. Und er darf sich wertfrei mit dem Sieger freuen, egal wer das ist.- Unsportlich wie er ist, hat er eh‘ schon die ganze Zeit a l l e n Teilnehmern Respekt gezollt und die bewundert, die diesen Stress bis zum Schluss mit Füßen und Nerven durchgehalten haben.

„Der Weg ist das Ziel“ - und auf dem Siegereppchen ist nun mal nicht genug Platz für alle.

Also, bis dann - ich bin beim Endspiel fernsehend mit dabei und rege mich genau so auf wie selbst eingefleischte und altgediente Fans.

Nora Zorn

Ich bin ein Mensch jenseits der Fünfzig mit Liebe zur Literatur. Schreibe Kurzgeschichten, Haikus, Online-Texte, Rezensionen. Veröffentlicht habe ich mehrfach in der Zeitschrift „Kurzgeschichten“, in verschiedenen anderen Literatur-Zeitschriften und in einigen Anthologien. Ich bin verheiratet und lebe im Rhein-Neckar-Dreieck.

Der Ring

Ich habe zu dir gesagt:
hol mir die Blumen von der Weide,
auf der der Stier grast,
der mit dem Ring in der Nase.
Du küsstest meine Nasenspitze, sagtest,
dass du fest an die Henkersmahlzeit
glaubst,

an frische Erdbeeren im Winter
und du lecktest an meinem Hals.
Du bist nicht über den Zaun geklettert,
die Blumen hast du nicht einmal
angesehen,
bist einfach auf dem sandigen Weg
zurückgegangen.
Ich stand und schaute mir den Abgang an.

Katja Leonhard

**1974, Germanistin, wohnt in Ingolstadt, Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, mehrere Preise, z.B. F&F-Lyrikpreis 2005.*

Abschied

Feucht ist der Nebel, schweigend strahlt der Mond.
Warum hat man sie nicht verschont?!
Steif und starr liegt sie nun da,
kein Lüftchen fegt mehr durch ihr Haar.
Leer der Ausdruck der Augen, blass das Gesicht,
quälender Schatten im Kerzenlicht.
Der Atem verhaucht, die Lippen blau,
die Glieder so kalt, die Haut plötzlich rau.
Es löste sich der Körper vom Leben,
schau hinab – steh daneben.

So halte ich deine Hand und blicke zurück,
auf eine Zeit voll – Leben – und Glück,
als deine Grübchen das Lächeln deines Mundes versüßten,
deine Augen mich – strahlend – am Morgen begrüßten,
deine Stimme, so lieblich, in meinem Ohr,
deine Wärme auf mir, als ich fürchterlich fror,
sanft deine Haut, die ich so gern spürte,
wenn ich zärtlich – und in Liebe – deine Wangen berührte.
So lässt mein Auge eine Träne hinabgleiten,
lass meine Finger ihren Griff nun weiten.

Ich löse mich, - leg deine Hand – sanft nieder,
schließe die Augen, vorsichtig, öffne sie wieder:
Schlafe friedlich! Schlaf in Ruh'!
In meinem Herzen bist jetzt – und für immer – DU...

aus dem Buch "Gedankenspiel", ISBN 3-938873-92-2, im Engelsdorfer Verlag.

Kathleen Strobach

wohnhaft in Gischow, 21 Jahre, geb. am 23.05.1984 in Lübz, Veröffentlichung: „Stille hinter den Wänden oder Wenn ich dich nicht mehr finde...“ in der Anthologie „Hinter der Tür“ des Fragil-Verlages.

Auf dem Markt von Marseilles

Was sind das für Gerüche, die mich da stör'n?
Sind das alte Fische, die keinem gehör'n?
Hier gibt es alles,
Obst, Wein und Bier.
Lieber was Kaltes
als warmes Getier!

Dezember 2005

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen

letztes Lied

jeder Weg klopft irgendwann
ans Endgültigkeitsgehege
definitiver Schlußpunkt für
jedwede Imagepflege

vielleicht wird man begreifen
vielleicht sich um sich selber winden
abseits grausamst verzweifeln
schmale Erinnerungsschneisen schinden

das Spielfeld Existenz: ein Mysterium
das uns ereilt, das wir ereilen
wie's halt auch sei, so sei's halt drum
Momentaufnahmen zwischen Hast und
Weilen

wir trauern um diesen Dichtersmann
der einfühlsamst uns viel gegeben
Geschichten ziehen ihre Bahn
und stürzen sich ins Leben

Hüsch's Erzählungen werden
tröstend uns begleiten
im Zerstreungswahn auf Erden
Poesien nähren und leiten

Mit Dankbarkeit
In Trauer

um
HANNES DIETER HÜSCH

* 1925
† 2005

geschrieben
22.12.2005

Essen/ Ruhr

Arno
Peters

Kleiner Lausbub

Kleiner Lausbub
nur ein wenig
zu eifrig

neugierig
wie blinder Maulwurf
Sonne sehen wollend
nur hell dunkel wahrnehmend

helfende zarte Hände
weit vorgestreckt
ohne Bedacht
dass Ellbogen
Porzellan zertrümmern

spitzbrbischesc () Tj-0.132 Tc (L) Tj0 Te Hc BegenLgew
ergenLohTre Hahrnenerg LenLL nung.end deBrtrcher uhr

Schreiben und frei sein

Wer schreiben will
Muss frei sein

Wer frei sein will
muss schreiben

Wer frei sein muss
Will schreiben

Wer schreiben muss
Muss frei sein

Wer schreiben will
Muss schreiben

Wer frei sein will
Ist frei

Wer frei ist
Muss nicht schreiben

Wer frei sein will
Will schreiben

Ich schreibe
Bin ich frei?

mary west, geboren 1953, in der Altenpflege tätig, schreibt seit 2002 und wurde schon mehrfach veröffentlicht

Rezension: „Leidenschaft ist wie ein Feuer“ von Viola Bargmann

Leidenschaft und Leid, Feuer und Schmerz. Die Gedichte dieses Bandes beschreiben die Liebe als eine Macht, der ihre Opfer ausgeliefert sind, und die sie doch unwiderstehlich anzog und immer anziehen wird. Viola Bargmann beschreibt Liebesleid in den üblichen und auch neuen Bildern.

Die unbändige Leidenschaft vermag kein Versmaß und keine klassische Lyrikform zu bändigen, die Gedichte finden keinen Rhythmus, aber am Ende reimt sich doch alles zusammen.

Mir persönlich kommt die Liebe hier zu negativ weg, zu einseitig beschrieben in diesen immerhin 62 Gedichten. Liebe verwirrt den Verstand, aber sie klärt ihn auch.

Manches erscheint mir zu bekannt. Ihre unüblichen Bilder jedoch sprechen mich an, denn drücken glaubhaft echtes Gefühl aus, z.B. wenn die Liebe mit einem verborgenen Garten verglichen wird: „Keiner dort, der die Blumen hegt, Der ihnen Grenzen auferlegt.“

Oder wo die beiden Liebenden sich in Süßigkeiten verwandeln:

„Unter deinen Küssen beginne ich wie Kuvertüre zu zerfließen
Koste deine Lippen und will nur genießen.“

Viola Bargmann wurde 1968 in Kaltenkirchen nahe Hamburg geboren. Künstlerisch veranlagt, verfasste sie bereits als Zehnjährige Romane. Sie hat schon verschiedene Genres ausprobiert wie Abenteuerromane, Science Fiction, Horror, Mystery Thriller und Drehbücher. Durch ihre Faszination für das Hochmittelalter und die Minne-Dichtung jener Zeit fühlte sie sich vor einigen Jahren inspiriert, selbst Liebeslyrik zu verfassen. In ihrer Freizeit reist die kunst- und kulturbegeisterte Kosmopolitin gerne und korrespondiert mit Brieffreunden aus der ganzen Welt.

ISBN 3-937221-92-1, 80 Seiten, 7,95 €
katercom/rotblatt im Iris Kater Verlag
Viersen, www.rotblatt.com

Andrea Herrmann

Rezension: „kids for kids“

Kinder schreiben für ihre Rechte. Diese Rechte sind in der UN-Kinderrechtskonvention von 1992 festgeschrieben worden. Zwischenzeitlich ist das Papier von 191 UNO-Mitgliedsstaaten unterzeichnet worden, die sich damit verpflichtet haben, die Rechte der Kinder anzuerkennen und zu leben. Damit diese Rechte nicht nur leere Worthülsen bleiben fordern junge Autoren diese ein und weisen auf Missstände im täglichen Umgang mit Kindern hin. Glaubt man den einleitenden Worten der ehemaligen Familienministerin Renate Schmitt im Vorwort, so ist alles "bestens". Beim Lesen der Texte stellt man schnell fest, dass dies auch bei uns nicht generell der Fall ist. Berechtigte Forderungen werden da eingeklagt. Und wer kann dies besser tun als die Betroffenen selbst? Hierzu ist keine Phantasie nötig. Die Texte der Kinder beschreiben aus ihrer Sicht eine Realität, wie sie in Deutschland, Österreich und der Schweiz gelebt wird. Sie müssen keinerlei Rücksicht auf die Befindlichkeiten von Personen oder Interessengruppen nehmen. Sie beschreiben, wie es bei ihnen ankommt und wie sie es erleben. Eine wichtige Aufgabe der Erwachsenen ist es, hinzusehen und verstehen zu lernen. Die Kinder schreiben für Kinder und für die Erwachsenen. Treffende Worte in realistischen Geschichten, die das Erleben der Kinder widerspiegeln, geben auch den erwachsenen Lesern klar zu verstehen: "Seht nicht tatenlos zu, sondern macht etwas!" Beiträge über Kinderrechte, aufgeteilt in zehn Kapiteln: Recht auf Gleichheit, Gesundheit, Bildung und Information, Freizeit und Erholung, Meinungs- und Gedankenfreiheit, gewaltfreie Erziehung, Privatsphäre, Schutz im Krieg und auf der Flucht, elterliche Fürsorge und Träume. Die Geschichte von Rebecca zeigt, dass anders auszusehen auch in unserer

aufgeklärt zivilisierten Gesellschaft, sehr leicht zum Verhängnis werden kann. Der Grund ist banal. Fatima, die neue Mitschülerin, trägt ein Kopftuch. Das Kopftuchmädchen, noch dazu im Rock, wird zum Gespött und zur Zielscheibe von Mädchen und Jungen. Doch sie hat auch von Anfang eine tolerante Fürsprecherin und Freundin, die das Verhalten der restlichen Klasse missbilligt. Nach und nach dämmert es auch dem Rest der Klasse. Sie schämen sich für ihr schlechtes Verhalten, entschuldigen sich bei Fatima und nehmen sie in die Klassengemeinschaft auf. "Es ist gut, dass Kinder in der Schweiz nicht arbeiten müssen, um Geld zu verdienen", stellt Jonathan fest und zieht in seinem Text den Schluss: "Ich finde, dass man die Rechte der Kinder überall auf der Welt schützen muss". In erschütternder Weise spricht Jennifer nicht von dem schwanzgesteuerten widerlichen Arschloch. Sie spricht von sich, weil er ihr die Kindheit genommen hat. Sie schreit ihre Angst in die Welt und hofft, dass diese nicht, wie ihre Familie wegschaut, sondern ihre Tränen sieht und sie endlich aus ihrem Altraum befreit. In den Träumen von der Zukunft stehen bei Marlene die Wünsche, dass die Welt ohne Krieg bleibt und dass ihr künftiger Beruf sie selbst, zwei Kinder und ihren Mann ernähren können muss, ganz oben. Sehr viel Wahrheit steht hinter ihrer Einsicht, dass alte Menschen gekündigt werden, weil sie Falten haben und nicht mehr im Fernsehen auftreten können. Es wird deutlich, dass zwei Themen "Recht gewaltfreie Erziehung und Recht auf Träume" die jungen Autoren in herausragendem Maße beschäftigen und sie diese daher, auch anhand der Anzahl der Geschichten, in den Vordergrund rücken. Ein Buch, das einen Einblick in die Gedankenwelt von Kindern erlaubt und deren Erleben widerspiegelt. Schade ist,

dass den Texten der Kinder in jedem Kapitel wohlwollende Worte eines Erwachsenen vorangestellt wurden. Dies ist nicht notwendig. Die Texte der Kinder sprechen für sich und erzählen Ihre Nöte, Sorgen und Träume. Und sie werden sowohl von Kindern als auch von erwachsenen Lesern sehr gut verstanden. Doch auch hier zeigt sich wieder mal allzu deutlich, dass die Erwachsenen der Meinung sind, ohne sie, ginge es nicht.

Meine Empfehlung - eintauchen in die Welt der Kinder. Aufmerksam lesen, nachdenken, begreifen - danach umsetzen.

kids for kids, Kinder schreiben für Kinder, damit Erwachsene verstehen; Hrsg. Mirella Roemer, Geest-Verlag, 296 S, 2005, ISBN 3-937844-76-7, 12 €

Georg Walz

Rezension: „Der Globalprofessor“ von Wolfgang Böhm

„55 Gedichte zum Schmunzeln und zum Nachdenken über Wissenschaft sowie über die gar so menschlichen Verhaltensweisen der kleinen und großen Akteure im akademischen Lehr- und Forschungsbetrieb.“

Wolfgang Böhm, der Professor im Ruhestand, lässt uns augenzwinkernd aber auch nachsichtig-gutmütig Teil haben an der Vielfalt des wissenschaftlichen Arbeitens. Wie ein Wilhelm Busch des Wissenschaftsbetriebs warnt er rhythmisch reimend vor der Diktatur des Zeitgeists oder dem Verlust der wissenschaftlichen Integrität. Seine Kritik trifft ins Schwarze, wie ich als Wissenschaftlerin bestätigen kann. Auch meine Kollegen waren

begeistert, als ich das Buch per Umlauf durch unseren Lehrstuhl gehen ließ. Ich werde noch das eine oder andere Exemplar kaufen und Verwandten schenken, damit sie ein Bild davon bekommen, wie es in der Wissenschaft zugeht.

Auretim Verlag Göttingen, 64 S., gebunden, 19 x 12 cm, 2005, ISBN 3-930354-10-1, 14,80 €

Erhältlich über den Buchhandel oder GVA (Gemeinsame Verlagsauslieferung Göttingen), Tel.: 0551-487177, Fax: 0551 - 41392, rabe“at“gva-verlage.de

Andrea Herrmann

Leseprobe:

Ein Tafelgedicht

*Gestern hab´ ich am Tisch der Wissenschaft gegessen
Und mit vielen Professoren zu Abend gegessen.
Ich freute mich auf köstliche kulinarische Kreationen,
doch es gab nur Eintopf mit grünen Bohnen.*

Rezension: „Die Mitternachtskrankheit“

Von Alice W. Flaherty

Warum schreiben manche Leute wie unter Zwang? Warum möchten manche schreiben und finden die richtigen Worte nicht? Und warum können ambitionierte und begabte Schreiber oft trotz kreativer Ideen und idealer Voraussetzungen den Anfang nicht finden? Selbst erfolgreiche Schriftsteller sind einer solchen Blockade von Zeit zu Zeit ausgesetzt. Ist sie ein Geistes- oder ein Gehirnzustand? Sie macht Schreibende nicht selten depressiv, manche auch aggressiv. Oder können sie nicht schreiben, weil sie depressiv oder aggressiv sind?

Diesen vordergründig schriftstellerischen Problemen widmet die Neurologin, Schriftstellerin und Harvard-Dozentin Alice W. Flaherty ihr Buch „Die Mitternachtskrankheit“. Die Motivation, diesem Problem auf den Grund zu gehen, ergab sich aus ihrem privaten Erleben, teilweise auch aufgrund von Patientenbeobachtungen.

Sie hatte nach der Totgeburt von Zwillingen eine postnatale Depression in deren Folge sie extreme Schlafstörungen, verbunden mit einem fast unstillbaren Schreibzwang (Hypergrafie) bekam. Als sie wieder schwanger war und diesmal gesunde Zwillingstöchter zur Welt brachte, wiederholte sich die Depression. Jedoch nahm sie jetzt stimmungsaufhellende Medikamente und der Schreibzwang blieb aus. Grund genug für die Autorin, diesem Zusammenhang nachzugehen.

Aus der Hirnforschung ist bekannt, welche Hirnregionen den Menschen zur Sprache und zum Schreiben befähigen. Man weiß auch, welche Ausfälle entstehen, wenn eine dieser Hirnregionen erkrankt ist oder durch einen Unfall verloren ging. Dieser Verlust führt zu vielen verschiedenen motorischen Störungen wie z.B. Lähmungen der Arme oder Beine, zu

Verkrampfungen, zum Versiegen der Sprech- oder Schreibfähigkeit, entweder durch Ausfall der Motorik oder durch falsche Verknüpfung von Sachverhalten aufgrund von neuronalen Ausfällen im Gehirn.

Alice W. Flaherty wollte nun aber wissen, welche Gehirnregionen betroffen sind, wenn ein Mensch einen Schreibzwang oder das Gegenteil, eine Schreibblockade, hat.

Was treibt den einen an, mit Leichtigkeit pausenlos Geschriebenes in großer Menge zu produzieren und den anderen, unter Anstrengung Weniges zu Papier zu bringen? Was erzeugt in dem einen die Liebe zur Lyrik und was fasziniert den anderen an Prosa? Warum schreibt einer trotz einer Depression hervorragende Literatur und was steckt dahinter, dass ein anderer gerade wegen einer Depression völlig unfähig wird, sich auch nur an den Schreibtisch zu begeben?

Durch ihre klinische Tätigkeit als Neurologin kann die Autorin auf viele Fälle aus der Praxis zurückgreifen und so Licht in manche Dunkelheit bringen. Vieles aber bleibt offen und regt sie und ihre forschenden Kollegen zu weiteren Anstrengungen an. Die Neurobiologie und die Pharmakologie hatte in den letzten Jahren bemerkenswerte Erkenntnisse über die Aufgaben der verschiedenen Gehirnsphären sowie den Einfluss von Medikamenten auf die Fähigkeit zu schreiben gewonnen.

Vieles ist jedoch immer noch verwirrend und bedarf weiterer Forschungen, z.B. die Tatsache, dass manche Medikamente zur Behandlung von Depressionen hilfreich gegen Schreibblockaden eingesetzt werden können und andere nicht.

Alice W. Flaherty beleuchtet alle diese Aspekte und informiert den Leser auf lebendige und unterhaltsame Weise über

das Zusammenwirken der rechten und linken Hirnhälfte, der für das Schreiben so wichtigen Schläfenlappen, die verbindende Wirkung des limbischen Systems, die Bedeutung der Hirnrinde, die neuronalen Netze. Anschaulich erklärt sie, wie die Hirnforschung vor allem durch die Erforschung von Hirnverletzungen zu neuen Erkenntnissen gelangt ist, indem sie nach und nach aufgrund der verbliebenen kognitiven und motorischen Fähigkeiten bei den Verletzten herausgefunden hat, welche Teile des Gehirns wofür zuständig sind.

Die Autorin schreibt offen über ihre eigene Depression, die sogar eine Einweisung in eine Klinik erforderlich machte. Über die Auswirkungen von Antidepressiva auf ihren Schreibzwang schreibt sie ebenfalls wie auch über die Tatsache, dass diese an sich segensreichen Medikamente bei manchen Menschen jedoch das Gegenteil bewirken können und deshalb sehr vorsichtig und individuell angewendet werden müssen.

Vor allem macht sie sichtbar, was die Wissenschaft heute schon weiß über den Gebrauch der Sprache und die erst später einsetzende Fähigkeit des Menschen, zu schreiben. Sie beschreibt die verschiedenen Formen der Kreativität im Bereich der bildenden Kunst und der Musik. Und über die den Menschen eigene Gabe, sich Text und Melodie zu merken und das Ganze (im Gegensatz zu Tieren) auch im Vorgang des Singens wiederzugeben.

Vor allem aber beschreibt sie die eigenen Gefühle beim Schreiben, die Freude am Wort und die Glücksgefühle, wenn ein Text fertig und gelungen ist. Sie schreibt vor allem über die Befriedigung, die der vom Schreiben Faszinierte aus dieser Fertigkeit und Fähigkeit zieht.

Die Autorin weist jedoch auch auf die Beteiligung einer das Schreiben fördernden äußeren Umgebung hin. Ebenfalls über die Bedeutung der Ermunterung durch die Umwelt. Gleichzeitig auch auf die Hemmung der Schreibfreude und Ausdrucksfähigkeit durch eigene oder

fremde Kritik, durch psychische oder physische Erkrankungen. Alice W. Flaherty versucht in diesem Buch auch Erklärungen biologischer, soziologischer und psychologischer Natur zu finden für alle Phänomene des Schreibprozesses.

Sie räumt dem Werk der genialen Schriftsteller der Weltliteratur einen großen Raum ein und macht sich Gedanken darüber, ob die körperlichen und seelischen Krankheiten derselben einen förderlichen Einfluss auf ihre Kreativität und Produktivität hatten. Waren sie so produktiv und kreativ weil sie melancholisch, depressiv oder epileptisch waren? Oder hat die übermäßige Beschäftigung mit der Literatur und die damit zeitweise verbundene Überforderung sie erst krank gemacht? Im Falle von van Gogh und Dostojewski zieht sie für diese Annahme nachvollziehbare Schlüsse. Dagegen spricht jedoch, dass „gesunde“ Menschen ebenfalls geniale Werke hervorbringen.

Alice W. Flaherty hat mit ihrem sehr persönlichen, sowohl wissenschaftlichen als auch allgemein verständlichen Buch zu einem besseren Verständnis der Fakten beigetragen, die uns inzwischen darüber bekannt sind, warum wir schreiben wollen, schreiben müssen und welche Kräfte am Werk sind, wenn wir das tun. Aber auch, welche Störungen uns daran hindern, es zu tun. Das menschliche Gehirn birgt noch viele Geheimnisse. - Die Autorin hat dankenswerterweise einen kleinen Zipfel des Schleiers gehoben, der über der Frage liegt, warum Schriftsteller (und solche, die es werden wollen) schreiben wollen und das oft auch aus einem inneren Antrieb (sowie des Geldes wegen) müssen.

Ich habe das Buch mit großem Interesse gelesen, fühlte mich dabei gut informiert und bestens unterhalten.

Autorenhaus Verlag, 2004

Übersetzung aus dem Amerikanischen
ISBN 3-932909-39-9, €19,80

Nora Zorn

Datum	31.07.2006	Jeweils der 10. Jeden Monats	15.08.2006
Name	Antho?-Logisch! Literaturpreis 2006	WOHIN... in Wien-Weanarisch	Othmar-Seidner-Jungautorenpreis
Genre	Kurzgeschichten (unveröffentlicht)	Gedichte in Wiener Mundart	Gedichte
Thema	Öffentliche Verkehrsmittel	Frei	Frei
Umfang	Max. 14.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen), ohne Silbentrennung oder Formatierung; nur ein Beitrag pro Teilnehmer/in	Max. 1.500 Zeichen inkl. Leerzeichen	Max. 25 Zeilen
Form	Deutschsprachig, neue Rechtschreibung; per Email als Anhang (doc, rtf), der den Namen der Geschichte trägt; mit Kurzvita	Einschließlich Name, Bild (jpg), Kurzvita; als Word-Dokument	Mit Namens-, Adress- und Altersangabe und Abdruckerlaubnis
Preis	1.) 250€ 2.) 150€ 3.) 100€ Veröffentlichung der besten 40 in einer Anthologie	Veröffentlichung des Gedichts	100€
Teilnehmer			Alter: 17-23 Jahre
Veranstalter		WOHIN Zeitschriften Verlag GmbH, Auhofstr. 31, A-1130 Wien, Österreich, Tel. 01/877 27 00-30 (Fax -50), hannes.hoettl „at“ wohin-in-wien.at	Gesellschaft der Lyrikfreunde
Einsenden an	Antho-Logisch“at“ gmx.net	Weanarisch“at“wohin-in-wien.at	Gesellschaft der Lyrikfreunde, Gaby G. Blattl, Anton-Baumgartnerstr. 44/C3/2503, A-1230 Wien, Österreich; Lyrikfreunde-wien“at“chello.at oder gabyblattl“at“hotmail.com
Nähere Informationen	www.frohberger-hadjieff.tk	www.wohin-in-wien.at	

Datum	31.08.2006	31.08.2006	15.09.2006
Name	SperlingPreis	Sandkorn-Autorenwettbewerb	debütpreis online herbst 2006
Genre	Text oder Zeichnung	Theaterstück, unveröffentlicht und unverlegt	Prosa, Lyrik, Theorie (Essay, Kolumne, Kritik); unveröffentl.
Thema	Finnland	Trifft den Nerv der Zeit	Frei
Umfang		Max. ein Beitrag pro Teilnehmer; für 2-6 Spieler	Prosa und Theorie max. 10 Seiten, Lyrik 5-10 Gedichte
Form	Mit Adresse und Kurzvita	Per Post	Als Email-Anhang (doc, rtf, txt, kein zip oder Bild), Betreff der Email: Kennwort „Debüt“ mit Klassifizierung Prosa, Lyrik oder Theorie; Email enthält Name, Anschrift, Alter, Kurzbiographie
Preis	1. Preis: Reise nach Helsinki; Veröffentlichung der besten Einsendungen	5 Stücke werden bei einer szenischen Lesung vorgestellt und das Gewinnerstück am Haus aufgeführt	500 € Preisvergabe im Oktober 2006; Veröffentlichung der prämierten Texte
Teilnehmer		Junge, deutschsprachige Autoren	Autoren, die ihre literarischen Arbeiten im Internet vorstellen, v.a. jüngere Autoren
Veranstalter	Die Zeitschrift „Der Sperling“, Laascher Str. 31, D-19306 Neustadt-Glewe, Tel. 0176-29272233; Sponsor: LOMA Reiseagentur	Sandkorn-Theater in Karlsruhe	Poetenladen
Einsenden an	Feldulme“at“hotmail.com	Sandkorn-Theater Karlsruhe (Dramaturgie), Kaiserallee 11, D-76133 Karlsruhe, Tel. 0721-848984, Fax 0721-853321	Debuet“at“poetenladen.de
Nähere Informationen	www.dersperling.de	www.sandkorn-theater.de	www.poetenladen.de

Datum	15.09.2006	31.10.2006	30.12.2006, ab sofort
Name	Augsburg.stuecke.wettbewerb		ABOD Krimi-Ausschreibung
Genre	Theaterstück (nicht uraufgeführt), Tragödie bis Komödie, Farce bis Groteske	Kurzgeschichte, Interview, Lyrik, Reportage, Satire usw. (veröff. und unveröff.)	Krimi-Hörbuch
Thema	Terrorismus	„Jeder möchte doch in seinem Leben eine Mauer niederreißen“: Überwinden eines Hinder-nisses, fast Unmögliches wurde wahr, z.B. Überwinden einer Sucht, Leben mit einer Behin-derung, die Wieder-vereinigung Deutschlands, die Europ. Integration, allerlei Neuanfänge im Leben usw.	Hamburg Davidswache
Umfang		3-10 Seiten	60 Minuten +/- 10%, 5-6 Hörspiel-sequenzen von 4-5 Minuten, der Rest wird vom Kommissar aus der eigenen Perspektive erzählt; max. 10 Personen
Form	Deutschsprachig, zur Uraufführung frei, in doppelter Ausfer-tigung, mit Kurzvita	mit einer Kurzvita auf Diskette oder CD, sowie beiliegendem Ausdruck	Beachten der Ausschreibungs-unterlagen, frei von Rechten Dritter
Preis	5000 € und Uraufführung am 24. Mai 2007		Autorenvertrag; jede Woche wird ein Krimi ausgewählt
Teilnehmer			
Veranstalter	Theater Augsburg	MAUERBRUCH das Buchmagazin für Gesellschafts- und Randgruppenthemen	Audiobooks-on-Demand (Hörbuchverlag)
Einsenden an	Theater Augsburg, Dramaturgie, „stueckewettbewerb“, Kasernstr. 4-6, D-86152 Augsburg	MAUER VERLAG Dr. h.c. W. Kriese, Wittenberger Str. 51, 72108 Rottenburg a/N	Krimi“at“abod.de
Nähere Informationen	http://theater1.augsburg.de/page.php?pageid=1&na_id=1182	www.mauerverlag.de	www.abod.de/krimi.html

Zusammengestellt von Andrea Herrmann. Für Fehler übernehme ich keine Haftung.

Die Seitenangaben beziehen sich bei allen Wettbewerben, wenn nicht anders angegeben, auf eine Normseite von 30 Zeilen à 60 Anschlägen auf einem DIN A4 Blatt.

Es müssen immer Kopien (und keine Originale) eingeschickt werden, weil die Beiträge so gut wie nie zurück gesendet werden.

Schreiblust-Verlag: Zeitschrift und Anthologien

Der Dortmunder Schreiblust-Verlag hat sich auf die Herausgabe von Geschichten-Anthologien spezialisiert. Erschienen sind bisher u.a. Story-Sammlungen aus den Bereichen Liebe, Horror und Fantasy. Neuestes Werk ist die Krimi-Anthologie "Madrigal für einen Mörder", 202 Seiten stark, 9,90 Euro billig. ISBN: 3-9808278-4-4. Hinzu kommt die optisch aufwendig gestaltete Literaturzeitschrift Schreib-Lust Print mit den besten Geschichten aus dem Mitmachprojekt bei www.schreib-lust.de und einem gleichermaßen unterhaltsamen wie informativen Sachteil. Besuchen Sie uns: www.schreib-lust.de

